Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 29. Bromberg, den 8. April 1924.

Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.

(7. Fortsetzung.)

Jetzt trugen die beiden Fellachen eine Feldbahre herein. Die Herzogin wurde darauf gelegt, mit ihrem Mantel zugedeckt, und dann ging's den Weg zurück, den man gekommen. Über das Balken- und Gitterwerk war der leblose Körper sehr schwer zu bringen, aber der erstaunlichen Geduld und Geschicklichkeit der Fellachen gelang auch dieses. Endlich war man im Freien, in der Sonne, bei den zwei Automobilen, in denen die Gesellschaft von Kairo gekommen. In das erste wurde die Herzogin hineingehoben und durch ein Brett, das zwischen Vorder- und Hintersitz geschoben war, ein Ruhelager für sie hergestellt. Mit ihr fuhren Wieser und Frau Lagrange. Im andern, das rascher vorfuhr, der General mit dem Liebespaar. Sie sollten in Kairo in einem Sanatorium einen Platz für die Kranke sichern und den leitenden Arzt verständigen.

Professor Rehberger war zurückgeblieben.

Auf Frau Lagrange hatte die Szene im Grabgewölbe entschieden einen starken Eindruck gebracht. Sie frug auch sofort den deutschen Arzt um seine Meinung.

„Ein hysterischer Anfall, gnädige Frau."

„Nein, Herr Doktor. Woher die genauen Angaben über das Ende der Unglücklichen, die dort die letzte Ruhestätte gefunden?"

Wieser zuckte die Achseln. „Es gibt eine Erscheinung, die man Hellsehen nennt. Sie tritt in der Hypnose, auch in der Selbsthypnose bei hysterischen Frauen auf. Nicht bei allen, bei einigen. Erklärt ist sie noch nicht."

„Und daß die Herzogin beim Anblick des Bildes so erschrak, das den Osirispriester darstellt?"

„Nun, gnädige Frau, Sie waren auch überrascht. Hat auch in einem Ihrer Leben vor 3000 Jahren dieser Mann eine Rolle gespielt?"

Frau Lagrange lachte gezwungen. „Das weiß ich nicht. Aber das Bild hat mich an einen Mann erinnert, der mir unter eigentümlichen Umständen vor nicht allzulanger Zeit begegnete."

„Ihnen auch?"

„Wie? Auch Ihnen, Doktor?"

„Ja!"

„Wann? Wo?"

„Vertrauen gegen Vertrauen, gnädige Frau. Was wissen Sie von diesem Mann?"

„Nichts, oder so viel wie nichts. Es machte mir damals den Eindruck, als wenn er außerhalb des Kreises der gewöhnlichen Menschen stünde, als ob er über Wissen und Kräfte gebiete, die noch nicht Gemeingut geworden sind."

„Na ja," sagte Wieser sarkastisch, „da sind wir wieder glücklich bei den mystischen okkulten Dingen angelangt. Nachgerade geht es einem vernünftigen Menschen auf die Nerven, in einem Tollhaus unter lauter Verrückten leben zu müssen."

„Aber Herr Doktor!"

„Was nutzt es," fuhr Wieser fort, „wenn ich mir sage, daß sich diese Verdrehtheiten aus der Zeit erklären lassen, in der wir leben. Man leidet doch darunter, wenn man bei den erfahrensten Männern und geistvollsten Frauen täglich auf den urältesten Aberglauben stößt, wenn man Meinungen und Wahnideen begegnet, die unsere Vorfahren schon vor mehr als 100 Jahren überwunden hatten."

Frau Lagrange setzte sich im Auto zurecht. „Wie erklären Sie denn das, Herr Doktor, daß man in jedem Kabinett Tisch rückt, in jedem Boudoir aus den Karten weissagt, in jedem Theater Hellseherinnen auftreten läßt . . ."

„In jedem Salon ein Inder tieft, der altägyptischen Priestern ähnlich sieht? Sehr einfach. Wir erleben jetzt den Bankbruch des Materialismus. Des Materialismus, der den Glauben zerstörte, die soziale Ordnung umwälzte, die Moral vernichtete, den Weltkrieg entfesselte. Vor diesem Materialismus, der die alte, uns vertraute Welt zerstört hat und nicht imstande ist, eine neue aufzubauen, in der wir uns wohnlich einrichten können, flieht die Menschheit. Das Volk kehrt in die Kirchen zurück; die Gebildeten, denen das Beiwerk unserer Religionen, die Dogmen, die Zeremonien, der Bilderkultus und die allzu menschlichen Eigenschaften der Priesterschaft diese Umkehr unmöglich machen, flüchten sich in die verschiedenen Ismen, Okkultismus, Mystizismus usw. gehen auf die Sonnenanbetung Zoroasters, auf die Ideen Buddhas, auf weiß Gott was noch alles zurück. Sie werden es ja noch erleben, wie sich das in der Politik äußern wird; möglicherweise kommt sogar eine neue Religion."

Das Auto hatte Kairo erreicht, der Lenker tutete alsbald vor einem Gittertor, das sich vor dem Wagen öffnete. „Hier," sagte Wieser, „hier und in tausenden solcher Häuser innerhalb der zivilisierten Welt finden diejenigen, die sich zu viel mit diesen überirdischen Dingen befassen, die Antwort auf ihre Fragen. Ob unsere arme, kleine Herzogin gesund werden wird? Ich hoffe es. Erfahren werden wir es nicht so bald; denn der „Francis Drake" wird in zwei Tagen Alexandrien verlassen, und bis dahin wird sie kaum reisefähig sein."

*

Alexandrien, Damiette und der Suez-Kanal waren passiert. Man fuhr durchs rote Meer.

Die Herzogin hatte keine fühlbare Lücke hinterlassen. Lady Palmer war so weit hergestellt, daß sie auf einem Korbfauteuil an Deck liegen konnte, und die strenge Weisung des Vaters bannte Miß Alice in die Nähe ihrer Schwester.

Wieser teilte seine Zeit zwischen der Schachpartie im Rauchzimmer, der Sprechstunde des Dr. Hill, der ihn täglich bei einer Reihe von Kranken zu Rate zog, und Spaziergängen an Deck. Dort konnte er sicher sein, sofort von General Welcome mit Beschlag belegt zu werden.

Der alte Soldat besprach mit ihm ganz offenherzig seine Familienverhältnisse. Er hatte nichts gegen Brandson, aber er stemmte sich entschieden gegen einen Bruch mit Beveridge. Der junge Mann hatte sein Wort, und das band ihn und seine Tochter.

Nicht, als ob er den geringsten Zweifel an der Richtigkeit der „Erinnerung" seiner Tochter gehegt hätte; er glaubte fest an die Liebe, die drei Jahrtausende überdauerte und am Ort des gemeinsamen Todes den Liebenden wieder zu Bewußtsein gekommen war. Aber die soldatische Erziehung, die er in seinem letzten Leben genossen, war stärker, als der Einfluß seines Glaubens.

Wieser war es klar, daß die energische junge Dame sich mit der Entscheidung des Vaters nicht zufrieden geben werde. Er war Arzt der Familie Welcome, mehr als das, er war der vertraute Freund und Berater geworden, vor dem man ruhig die Familienangelegenheiten besprach. So

traf er bei einem Besuch bei Lady Palmer ihre jüngere Schwester im eifrigen Gespräch über das Verlobungsthema. Ins Vorzimmer eintretend, hörte er folgende Worte Alicens: „Nun und? Wenn man den Brief in Chlorgas hängt, verschwindet die zweite Schrift, und die erste tritt hervor. Das haben die Franzosen herausbekommen, und Mister Belridge hat herausbekommen, daß es die Franzosen wissen. Schön. Das ist doch kein Grund für mich, ihn zu heiraten."

„Nein," klang die Stimme Lady Palmers. „Das ist sicher kein Grund. Aber du hast dich mit ihm verlobt, hast keinen Grund zurückzutreten."

Wieser trat ein. Nun wandte sich die junge Dame an ihn. „Helfen Sie mir doch, Doktor, Sie haben doch so großen Einfluß auf Papa."

„Ich glaube nicht, Miß Alice," sagte Wieser und zog die Sicherheitsnadeln aus dem Verband der Schwester, „daß Ihnen meine Hilfe viel nützen würde. Sie haben doch einen viel mächtigeren Protektor in Frau Lagrange."

Das junge Mädchen schmollte. „Sie läßt mich auch in Stich. Sie erzählt mit fortwährend von den guten Eigenschaften meines Bräutigams, sie scheint auf seine Seite übergetreten zu sein."

Ob Alice mit diesem Verdachte recht hatte, war ungewiß. Sicher aber war, daß Frau Lagrange, die umworbenste Schöne auf dem Schiff, an Mr. Herbert Belridge einen neuen Satelliten gewonnen hatte. Neben dem Amerikaner Johnson, der wütend die Augen rollte, wenn sich irgend ein männliches Wesen der jungen Dame näherte, war da Brandson, mit dem sie sich viel beschäftigte, und, seit das Schiff den Suez-Kanal passiert hatte, auch Belridge.

Dabei waren diese drei Herren nie gleichzeitig mit Frau Lagrange beisammen, sondern der Flirt, oder wie man das nennen wollte, wickelte sich stets in Zwiegesprächen ab, zu denen bald der eine, bald der andere Verehrer befohlen wurde. Auch Wieser wurde ab und zu, wenn er seinen Gruß anbrachte, kurzwegs unter den Arm genommen, und dann spazierte sie mit ihm auf und ab, frug und lachte, scherzte und erzählte, bis einer der drei erklärten Anbeter sich mit einem Gruße näherte, worauf, wenn er Gnade vor ihren Augen fand, die Dame Wiesers Arm los ließ und ihre Aufmerksamkeit dem andern Herrn zuwandte.

Diese gesellschaftlichen Ereignisse spielten sich ausschließlich in den Nachtstunden ab. Tagsüber war im Roten Meer und später im Indischen Ozean die Hitze so drückend, daß die Passagiere sich sämtlich nur unter Deck aufhielten und meist schliefen. Von der Besatzung fand sich auf Deck nur, wer Dienst hatte.

Dienst hatte Wieser nun eigentlich nicht. Aber er hatte freiwillig einen Teil des ärztlichen Dienstes übernommen. Und so saß er — sie hatten eben Aden passiert — im ärztlichen Sprechzimmer und verband mit Dr. Hill zusammen einen Maschinisten, der sich verletzt hatte, als ein Stewart kam und den Schiffsarzt in die Kajüte des Mr. Brandson bat. Dr. Hill ersuchte nun den deutschen Kollegen, vorauszugehen, er werde nach Vollendung des Verbandes nachkommen.

Wieser traf in Brandsons Kajüte Frau Lagrange. Sie erzählte, sie habe vor zehn Minuten Stöhnen aus dem Zimmer ihres Nachbars, eben des Mr. Brandson, gehört. Da sei sie herübergekommen und habe ihn anscheinend bewußtlos getroffen. Sie habe sofort nach dem Arzt geschickt; indes sei Brandson unter Erscheinungen einer heftigen Magenindisposition wieder zu sich gekommen.

Brandson bestätigte mit schwacher Stimme die Angaben seiner Nachbarin.

Indessen trat auch Dr. Hill ein, und Frau Lagrange zog sich, begleitet von den Dankesworten der Herren, zurück.

Die Ärzte fanden außer leichter Benommenheit nichts Krankhaftes; Wieser fielen die engen Pupillen auf. Sie ließen an den Genuß von Morphium oder Opium denken; auch war ein fader Zigarettenrauch im Raum. Daher verordnete Wieser das Entsprechende gegen eine Opiumvergiftung, an die er glaubte, obwohl der Patient erklärte, nichts davon zu wissen.

Brandson war übrigens am Abend frisch und munter wie immer. Er promenierte mit Frau Lagrange und nahm dann den Amerikaner Johnson unter den Arm, während die junge Dame sich Wieser zuwandte. Sie führte ihn ganz nach vorne zur Schanzverkleidung, wo der Luftzug den Aufenthalt am angenehmsten gestaltete. Erst sprachen sie über Brandson, dann über das Liebespaar, schließlich wendete sich das Gespräch persönlicheren Dingen zu.

„Wir werden bald auseinander kommen, Herr Doktor. Und ich werde Sie vermissen; denn ich muß offen sagen, Sie sind mir sehr sympathisch geworden. Ihnen kann ich das ruhig zugeben, weil ich weiß, daß Sie hinter solchen Worten nicht Dinge und Gefühle suchen, wie etwa Mr. Johnson. Sie nehmen das unbefangen, wie es gegeben wurde."

„Auch ich werde stets Ihrer mit Sympathie und Hochachtung gedenken, gnädige Frau."

„Ich möchte", fuhr die Dame fort, „Ihnen gerne einen Beweis meiner guten Gesinnung geben, Ihnen einen Dienst erweisen. So ist mir heute ein Gedanke gekommen ...."

„Aber bitte, gnädige Frau ....."

„Lassen Sie mich aussprechen, Doktor. Sie fahren jetzt nach Japan. Kennen Sie Land und Leute?"

„Nein. Sie etwa, Gnädige?"

„Bis jetzt nicht. Mein Mann befindet sich derzeit in Yokohama. Nun ist aber unsere Situation eine verschiedene. Denn wir Franzosen sind die Verbündeten Japans in seinem künftigen Krieg gegen die beiden englischen Mächte; Sie als Deutscher, sind der Feind Frankreichs und daher auch seines Bundesgenossen."

„Nein. Ich gehe nach Japan lediglich als Arzt und Forscher. Jede Politik ist mir fremd."

„Ich zweifle nicht, Herr Doktor, daß das Ihre Absicht ist. Aber Sie mögen noch so neutral denken, sich lediglich als Mensch fühlen — der Japaner denkt vor allem nationalpolitisch. Ich bin der festen Überzeugung, man wird Sie genau überwachen und Ihre Korrespondenz sorgfältig prüfen. Jeder Brief, den Sie empfangen und abschicken, wird ein schwarzes Kabinett passieren."

„Herzlichen Dank, gnädige Frau, daß Sie mich darauf aufmerksam machen. Ich werde sicher kein Wort schreiben, das mich in den Augen der Japaner kompromittieren könnte."

Frau Lagrange lachte. Ein leises, melodisches Lachen. „Was können Sie wissen! Für den Fall, daß Sie Ihren Angehörigen oder Freunden Dinge mitteilen möchten, die nicht für die Augen der Staatsmänner in Tokio bestimmt sind, kann ich Ihnen ein Mittel an die Hand geben, wenn Sie wollen."

„Da wäre ich Ihnen dankbar, gnädige Frau. Denn man kann nie wissen ...."

„Sehen Sie, Doktor, das meinte ich eben auch. Wer weiß, mit was für Leuten Sie dort zusammenkommen. Ob Sie nicht einmal den brennenden Wunsch haben werden, sich aussprechen zu können. Und auf dem Wege des gewöhnlichen Briefwechsels geht es nicht."

„Auf welchem Wege denn?"

„Sehr einfach. Eine sympathetische Tinte."

Wieser unterdrückte mit Mühe eine Bewegung der Überraschung. Davon hatte er doch vor wenigen Tagen gehört. Alice hatte gesagt, daß Belridge ...

„Sie schreiben", fuhr Frau Lagrange fort, „Ihre Mitteilungen mit der Tinte Nr. 1. In einer Stunde ist die Tinte so verblaßt, daß der Briefbogen wieder die Ursprungsfarbe angenommen hat. Dann schreiben Sie einen unverfänglichen Brief mit der Tinte Nr. 2 darüber. Der Empfänger hängt den Brief über eine Retorte, aus der Chlordämpfe aufsteigen. Am besten unter einem Glassturz. Da wird die zweite Tinte unsichtbar, die erste, die Hauptschrift, tritt im kräftigen Schwarz hervor und wird lesbar. Aber nicht für lange. Nach einer Stunde sieht der Brief wieder so aus, wie er vor der Behandlung mit Clor aussah und zeigt nur den unverfänglichen Text. Doch läßt sich das Verfahren beliebig oft wiederholen.

Sie werden mich fragen, woher ich das kenne? Von meinem Manne, der vielfach diplomatische Missionen hat. Wir korrespondieren auf diese Weise miteinander. Nicht, daß wir uns wichtige staatsmännische Geheimnisse mitzuteilen hätten. Aber ich denke, daß sich Mann und Frau oft Dinge schreiben wollen, die nicht für die Augen eines Dritten sind. Persönliche Erlebnisse und Gedanken, die sie eben nur unter sich teilen wollen. Da auch Sie in einer ähnlichen Lage sind, will ich Ihnen gerne zwei Fläschchen aus meinem Vorrate geben."

Wiesers Argwohn, wenn er einen solchen gehegt, war bei dieser einfachen und natürlichen Erklärung verflogen. Er dankte der Dame für ihre Liebenswürdigkeit, die er bereitwillig annehmen zu wollen erklärte. Dann kam Johnson, und Wieser trat ihm seinen Platz neben Frau Lagrange ab, wie er es gewohnt war. —

Der nächste Tag brachte eine Gluthitze, wie man sie bisher nicht erlebt hatte. Ein heißer, trockener Wind kam von Nord und West, die Sonne glutete von Süden, es dauerte Stunden nach Sonnenuntergang, bis daß die Kühle merklicher wurde.

Wieser kam erst gegen 11 Uhr abends an Deck. Der General hatte etwas mehr zu sich genommen, als er vertrug, und hatte ihn daher nicht loslassen wollen. Es bewährte sich wieder einmal das alte Wort: Wes der Magen voll ist, geht der Mund über — und nun erst konnte der Arzt die stickige Kabine verlassen.

Er fand an Deck Frau Lagrange mit Mr. Belridge und Miß Alice. Heute nahm Miß Alice seinen Arm, erkundigte sich nach dem Befinden ihres Vaters und verwickelte den Arzt schließlich in ein Gespräch über die Seelenwanderung.

„Ich glaube nicht daran," erklärte Wieser. „Wie kommt der Mensch eigentlich auf diese Idee? Sehr einfach. Es ist die Furcht vor dem Nichtsein, vor der Vernichtung. Er ist da, es gefällt ihm auf der Erde, er fühlt sich als Mittelpunkt der Schöpfung, und da erträgt er den Gedanken nicht, daß er ein Eintagsgeschöpf sein soll wie eine Fliege, verweht, zertreten, vergessen, wie ein welkes Blatt."

„Wollen wir uns nicht setzen, Doktor?" frug die junge Dame. „Es hört sich besser im Sitzen."

Sie waren ganz rückwärts am Heck des Schiffes, das verlassen dalag, weil die Reisenden sich nach vorne drängten, wo der Luftzug am kühlsten war. Es stand da eine Bank, auf der sie Platz nahmen. Im Rücken der Bank, im Dunkeln kaum wahrnehmbar, lag ein mannshohes Gewirr von Schiffstauen. Auf der anderen Seite desselben mußte, wie sich Wieser erinnerte, ebenfalls eine Bank stehen.

Miß Alice brachte die linke Hand in Augenhöhe und sagte dann mit stockender Stimme: „Dann muß doch der Mann als großer Wohltäter von den Menschen verehrt werden, der als erster den Gedanken der Seelenwanderung aussprach."

(Fortsetzung folgt.)

Wassersnot.

Von Friedrich Just.

„Vor Feuer- und Wassersnot bewahr uns, lieber Herre Gott", heißt es immer wieder in alten Gebeten. In der Zeit des vervollkommneten Feuerlöschwesens und der Feuerversicherung hat man die erste Bitte verlernt. Erst seit die Prämien so unerschwinglich hoch gestiegen sind und ein Abgebrannter sein Lebtag ein armer Mann bleibt, hat man wieder angefangen zu beten. „Vor Feuersnot bewahr uns, lieber Herre Gott". Die zweite Bitte gilt an sich nur für Fluß- und Seeanwohner. Und auch diese hatten sie in der Zeit des Deichschutzes und der Eisbrecher verlernt. Aber die neuerliche Hochwasserkatastrophe der Weichsel seit dem 28. März 1924 ruft uns wieder die Wassersnöte früherer Zeiten ins Gedächtnis und mahnt uns, wie die Alten zu beten: „Vor Wassersnot bewahr uns, lieber Herre Gott".

Von einer furchtbaren Weichselüberschwemmung im Frühjahr des Jahres 1786 ist ein anschaulicher Bericht des Pfarrers Liebelt in Gurske bei Thorn erhalten.*) Der mag hier zu Nutz und Frommen folgen:

„1786 zu Anfange des Februar wurde hier die Weichsel ganz ohne allen Schaden vom Eise befreyet, da im Gegenteil tiefer unten in der Gegend von Mewe die Dämme durch die Macht des Wassers weggerissen und viele Dörfer unter Wasser gesetzt wurden — weil das Eis bei Dirschau stehen geblieben war, daß also der Abfluß völlig gehemmt war.

Da aber bald darauf bey sehr großem Wasser die Weichsel mit so starkem Eise belegt wurde, daß die hiesigen Nachbarn einige Wochen hindurch Holz von jener Seite führen konnten — und das Eis gegen Czarnowo (Scharnau) dabey sich bis in den Grund hinein verstopfet haben mochte, mußten wir bey dem zweyten Eisgange für unsere Dörfer das äußerste besorgen.

Den 23. März stand hier noch alles fest. Wir erhielten aber Nachricht, daß bey der Stadt das Eis in Bewegung sich gesetzt hatte, und das Wasser so hoch wäre, daß es über die Brücke wegginge. Bis an Gurske heran sahen wir die fürchterlichste Eisstopfung aufgethürmt.

Um 2 Uhr Nachmittags gieng ich auf dem Damm etliche Länder weit fort. Als ich dem Ende der Ochsenkämpe gegenüberstand (nach Alt-Thorn zu), fieng sich in der großen Weichsel hinter der Kämpe das Eis zu rühren an. — Das Wasser fieng vor meinen Augen an, immer mehr gegen den Damm heranzulaufen.

Ich kehrte mit meinen Gefährten um, und wider aller unser Vermuthen goß das Wasser an drey bis vier Stellen über den Damm wohl ¼ Elle hoch weg.

Wie ich über die Schleuse war, sehe ich, daß es bey meinem nächsten Nachbar mit aller Gewalt in den Garten hineinstürzte, die Meinigen waren schon sehr meinetwegen besorgt. Aber mein Nachbar Jacob Heise kam mit dem Kahn, führte uns herüber und brachte uns in Sicherheit.

Auf dem Damme hinter der Kirche goß das Wasser auf gleiche Art herüber, so weit wir sehen konnten. — Bald warf es den Schuppen des E. Jacob Menz, der im zweyten Hause von der Kirche wohnt, um und stürzte ins Haus. Die Menschen flüchteten sich auf den Boden und mußten auch den bald verlassen. Kaum hatten sie so viel Zeit gewinnen können, daß sie ein paar Pferde in meinen Stall brachten, alles übrige Vieh, 6 Schweine ausgenommen, blieb im Wasser und wurde den 24. alles todt gefunden, 11 Stück Rindvieh, 5 Pferde, 9 Schweine. Der Schulz Heinrich Krüger, der in die Schule um Mittag gekommen war, die Kinder auseinander gehen hieß und allen, die ihm begegneten, auf schleunige Rettung bedacht zu seyn, zuredete — eilte selbst nach Hause und da er gute Anstalten vorgekehrt hatte, brachte er sein Vieh noch vor Abends alles in die Höhe — 2 Stück Rindvieh ausgenommen, die so widerspenstig waren, daß sie nicht herausgebracht werden konnten und im Wasser umkamen.

Des Morgens, den 24., war vom Schleusendamm nichts zu sehen, bis auf den Kirchhof war das Wasser eingedrungen, und die Zäune gegenüber der Kirchmauer waren mit Wasser bedeckt. Um 10 Uhr des Morgens hatte ich vom Kirchturm den traurigsten Anblick — alle Häuser wie tief im Wasser — die Länder voll von Eis — und so weit man sehen konnte, stand das Wasser in der Weichsel so fest wie eine Mauer. —

Hundert und zehn, höchstens fünfzehn Schritte in die Breite mochten auf dem Kirchberge bis in meinen Garten vom Wasser frey geblieben seyn.

Um 1 Uhr Nachmittags strömte das Eis hinter dem 4. Hause von der Kirche an in das Dorf hinein, daß der hiesige Schullehrer nebst dem Mitnachbar Janke und meinem Knecht Andreas, so sehr sie ihre Kräfte anstrengten, sich nicht hindurch arbeiten konnten. — Das Eis zog gegen das zweyte hinter der Kirche gelegene Haus. In der Folge weiter bis an das Haus, das in der Trift liegt im ⅔ des Dorfes. Des Morgens sahen wir alles, so weit wir sehen konnten, mit Eis und Bäumen erfüllt. Bloß die gegenüberliegenden Häuser schienen noch zum Glück vom Eise frey zu seyn. In der Folge wurden sie davon ganz belagert. Kurz: wegen der Stopfung der Weichsel ging diese völlig ins Dorf — das Wasser war natürlich noch höher gestiegen. Mein Brunnen war ganz vom Wasser umflossen. Mit der äußersten Gefahr wagte sich den 25. der Schullehrer Krampitz, mein Andreas vom Mitnachbar Janke aus dem vierten Hause von der Kirche in Altthorn über die Eisschollen. — Wir zitterten für ihr Leben. — Aber glücklich erreichten sie den Kahn, in welchem mein nächster Nachbar J. Heise ihnen entgegenfuhr. — Noch waren sie keine Stunde zu Haus, als von neuem frisches Eis um 11 Uhr vormittags einströmte. Das Wasser wuchs beynahe zusehends. Der Schwibbogen an dem Kirchhofsmauerende nach Altthorn zu war ganz mit Wasser bedeckt. Mehr wie zwey Ellen stand da die Mauer im Wasser. Von den Posten beym Kirchhofsthorwege ragte nur ein wenig hervor. — Mein nächster Nachbar hatte nun schon das Wasser in der Stube. — Sein Vieh war schon von früh Morgens auf dem Tummelplatz. — Niemand kann sich den Anblick so trist und schaudervoll vorstellen, wie er war. Das Wasser erreichte schon die äußerste Spitze des Brunnenständers und war weit in den Fliedergang eingedrungen.

Um Mittag kamen 7 Kähne, zum Theil mit 7 Mann (überhaupt 34 Mann) und alle mit Steuerleuten und Fischern besetzt, die von der Obrigkeit zur Rettung und Hülfe geschickt waren. 4 Kähne setzten von der Kirche durch das Eis nach den Häusern herüber, in denen der Waldknecht Pankratz war. 2 Kähne, nachdem sie des J. Menzen übriges Getreyde, Eßwaren u. a. vom Boden gerettet hatten, kehrten dem Ansehen nach nach der Stadt wiederum zurück. Da diese Kähne zu mir das Getreyde brachten, landeten sie an der Pforte des Gartens beym Brunnen an und fuhren, nachdem sie abgeladen hatten, dicht bey meiner Laube vorbey, fort.

Den 26. Mart. war das Wasser mehr als 2 Ellen weggefallen. Es war Sonntag, aber an keinen Gottesdienst zu denken. Alles, so weit das Auge reichte, lag voller Eis. Den ganzen Tag fiel es. Wegen des Regens konnten wir uns nicht viel umsehen. Sehr angenehm war es uns, aus dem Schornstein des Hauses auf der gegenüberliegenden Kämpe Rauch aufsteigen zu sehen.

Bei Żal się Boże (Gursker Oberkrug) hatten die Brucher dammen müssen, sonst wäre da das Wasser nach dem Bruch gegangen.

Gegen Abend kam der Schullehrer Krampitz mit der Nachricht, daß auf des Krügers bei der Kirche Lande zwischen dem Eise ein Körper läge — 100 bis 120 Schritte weit vom Haus. Er wäre mit guter doppelter polnischer Kleidung bekleidet.

Noch etwas später erfuhren wir von unserm nächsten Nachbar, daß die Frau Krügerin, Johann Krügers nachgelassene Witwe, beym Retten des Viehes am Donnerstag in ihrem Wohnzimmer ums Leben gekommen wäre."

Die größte Überschwemmung, die an Furchtbarkeit die des Jahres 1786 übertrifft, war die des Jahres 1871. Der Bericht des damaligen Pfarrers Dr. Lambeck an die Königl. Regierung zeuge dafür

*) Anmerkung: Aus der Thorner Stadtniederung Vergangenheit. Festschrift zum 300jährigen Bestehen der evangelischen Kirchengemeinde Gurske. Thorn 1914.

„Am 18ten Februar fing hier das Wasser an zu wachsen bis auf 10 Fuß, stieg allmählich bis auf 19′, 2″, bekam aber keinen rechten Zug, weil sich ungeheure Eismassen aufthürmten. Am 28. 2. von 9 Uhr morgens ab stieg das Wasser, ohne daß die Eisdecke sich rührte, so heftig, daß es bald nach 11 Uhr vormittags bereits den Damm in seiner ganzen Länge überstürzte. An Abwehr des dahinbrausenden Stroms durch Kastenschlagen usw. war nicht zu denken, und hatten die Wachkommandanten und Wachmannschaften Noth, durch schleuniges Verlassen des Damms ihr Leben zu retten. Das Wasser blieb in fortwährendem Steigen und hatte am 1. März um 5 Uhr abends die Höhe von 29 Fuß erreicht. Furchtbare Eismassen stürzten in die Niederung und rissen alles mit sich fort, was ihnen entgegenstand. Sämtliche Baumgärten sind theils durch Entwurzelung der Obstbäume, theils durch den Druck der Schollen vernichtet, von den stehenden kostspieligen Grenzen ist keine Spur geblieben. Die bei den Wohnhäusern aufgestapelten Grenzstangen und Pfähle sind verschwemmt, der Damm an vielen Stellen, so bei der Kirche rechts und links bis auf den Grund durchbrochen, eine Menge Schornsteine sind eingestürzt, ja ganze Gehöfte spurlos von der Erde verschwunden, so das des Besitzers und Deichgeschworenen August Marohn, des im Felde befindlichen Besitzers August Knof, des Hermann Janke, des Ernst Fehlauer. Ob Menschen ihr Leben verloren haben, weiß ich nicht, denn alle Kommunication ist durch das dichtzusammengedrängte Eis aufgehoben, aber es ist leider fast zu vermuthen, indem an vielen Stellen Nothfahnen aus den Dächern gesteckt wurden und Nothschüsse gethan. Die der Kirche zunächst vorhandenen Besitzer August Marohn, Gustav Lüderitz, Ernst Witt und August Kirste, Reimann und mehrere Einwohnerfamilien flüchteten sich mit ihrem Vieh und den Sachen, die sie in der Angst zusammengerafft hatten, hierher auf den Kirchberg, aber auch da war keine Sicherheit mehr vorhanden, da das Pfarrhaus bereits über 2 Fuß im Wasser stand. Endlich in der höchsten Noth erbarmte sich Gott und ließ das Wasser etwas fallen. Von dem Tage der Ueberschwemmung an bis heute (2. März) sind hier auf wenigen Quadratruten an Männern, Frauen, Kindern, Einwohnern und Dienstleuten 133 Personen zusammengedrängt, 115 Stück Vieh in meinem und des Lehrers Ställen und in den Vorhallen der Kirche untergebracht. Diese fast alle Nahrungsmittel entbehrenden Menschen werden von mir und dem Lehrer Lüderitz unterhalten; unsere Vorräthe nehmen aber stark ab, und da wir nirgends auskönnen, weil wir auf allen Seiten vom Eise eingekeilt sind, so steht Hungersnoth unter uns zu befürchten, schlimmer aber ist es mit dem zahlreichen Vieh, die hier vorhandenen Vorräthe von Futter, so knapp wir es auch zumessen, schwinden. Zum Glück sind in der Nähe der Kirche einige Gebäude im Eise liegen geblieben, auf denen Heu und Stroh befindlich ist, welches nicht ohne Gefahr abgetragen wird. Sobald es irgend möglich ist, muß uns von Thorn mit Heu, Schrot, Salz und Lebensmitteln geholfen werden, lange können wir uns nicht mehr helfen."

Dieser Bericht schildert so erschütternd die damalige Notlage, daß weitere Worte überflüssig sein dürften.

Der alte Schwager.

Es war oft so an den Winterabenden. Früh gab es das Abendbrot. Ein jeder nahm sich eine Beschäftigung vor, und es war meist still in der Stube. Da bellt der Hund, die Tür wird aufgemacht, und herein tritt der „alte Schwager". Eine kernige Gestalt ist's, ein langer Schoßrock läßt die Größe noch mehr hervortreten. Dem Gange und der Haltung sieht man die 70 und 80 Jahre nicht an. Er ist über 90 Jahre alt geworden, und fast bis in die letzten Jahre ist er noch immer auf das Strohdach gestiegen, um die Löcher, die der Wind gerissen, auszustopfen. Als ihn da jemand fragte, ob ihn da oben nicht schwindelte, guckte er den Frager verwundert an, als wollte er fragen: „Was ist das, Schwindel?" Also der alte Schwager kommt. Er ist der Schwager unserer Großmutter, aber alle, jung und alt, nennen ihn wie die Großmutter „Schwager". Gleich ist Leben in die Stube gekommen. Erfreut heißen ihn alle willkommen. Ein Stuhl wird ihm an den warmen Ofen gerückt, der Stock und die Schirmmütze darauf in eine Ecke gestellt und eine brennende Kohle aus dem Herd geholt. Er setzt sich, zieht die Pfeife und den Tabaksbeutel aus der Tasche und läßt sich die Kohle in den gestopften Pfeifenkopf legen. Dann tut er ein paar bedächtige Züge, bis die Pfeife in Brand ist, fragt nach diesem und jenem, und schließlich beginnt er zu erzählen. Ja, erzählen kann er. Ich sitze vor ihm und kann zunächst nicht genug den Pfeifenkopf bewundern. Da sind Soldaten drauf gemalt, ein Verwandter hat ihm den Pfeifenkopf vom Militär mitgebracht und sein Bild nebst Widmung anbringen lassen. Dann aber rücke ich immer näher, er erzählt von seiner Soldatenzeit, wie er nach seiner Garnison nach Jülich marschiert ist, ohne Eisenbahn, zu Fuß fast durch ganz Deutschland, vom Dom zu Hildesheim, vom Kölner Dom, vom Polenaufstand Anno 48, vom Quartier im Spreewald und von „alten Zeiten", d. h. wie es vor 50, 60 Jahren in unserem Dorfe aussah. Das Letztere habe ich später am liebsten gehört; denn das ging die engste Heimat an. Er erzählte so anschaulich, daß es uns war, als ob er uns an seiner Hand hätte und wir überall dabei waren. Dir, du lieber alter Schwager, danke ich's, daß ich ein helles Auge, ein scharfes Ohr und ein Herz voll Liebe für Leben und Weben unserer Heimaterde einst und jetzt bekommen habe.

Fr. Just.

Der schuldige Arm.

Verblüffende Lösung eines Verteidigerscherzes.

Die amerikanische Zeitung „Newyork Herald" erzählt folgendes köstliches Gerichtssaalstückchen:

In einem Diebstahlsprozeß hielt der Verteidiger des Angeklagten eine Rede, in der er die sonderbare Ansicht verfocht, daß nicht der Mann selbst, sondern nur sein Arm, der gestohlen habe, der Schuldige sei.

„Mein Schutzbefohleuer", erklärte er, „kann in keiner Weise des Einbruchsdiebstahls oder der Verletzung des Hausrechtes bezichtigt werden, denn er hat einfach ein offenes Fenster eines Salons, das auf die Gasse ging, bemerkt; er hat den rechten Arm durch das Fenster gesteckt und hat irgendeinen Gegenstand von nicht besonderem Werte mitgenommen, welchen er in Reichweite seines Armes fand. Ich behaupte nun, daß der Diebstahl nicht von meinem Klienten, sondern nur von seinem Arm begangen worden ist. Ich kann daher nicht glauben, daß Sie das ganze Individuum bestrafen werden, während der schuldige Teil bloß der Arm ist."

Diese sonderbare Verteidigungsrede verblüffte einigermaßen den Gerichtshof; der Vorsitzende ließ sich nicht so leicht in Verlegenheit bringen und ging ohne weiteres auf den „Scherz" des Verteidigers ein. Der Vorsitzende sagte: „Ganz richtig, Herr Verteidiger; Ihre Darlegung des Falles ist sehr klar und überzeugend und ich werde mich selbstverständlich an Ihre Argumente halten. Ich verurteile daher nicht den ganzen Angeklagten, sondern nur seinen rechten Arm zu zwei Jahren Gefängnis; wenn er also seinen Arm allein ins Gefängnis schicken kann, habe ich nichts dagegen."

Der Advokat und sein Klient schienen mit diesem Beschlusse sehr zufrieden. Der Angeklagte trat vor, löste seinen rechten Arm, eine Prothese, ab und legte ihn auf den Tisch. Dann gingen Advokat und Klient ruhig hinaus unter dem allgemeinen Gelächter des Publikums.

Bunte Chronik

* **Wölfe im Ballsaal.** Nach Meldungen aus Rumänien hat der ungewöhnlich kalte Winter dort eine besondere Wolfsgefahr geschaffen. Vom Hunger getrieben, brechen die Wölfe in Scharen aus den Wäldern hervor und haben schon verschiedentlich ganze Schafherden mit samt dem Schäfer aufgefressen, von denen nur noch die Knochen gefunden wurden. Kürzlich drangen bei Nacht ein paar Wölfe in die Stadt Brasoff ein und griffen Männer und Frauen an, die sich gerade auf einem Ball befanden. Ein Priester von Foscani, namens Corbea, der mit einem Freund einen Besuch zu Schlitten in einem benachbarten Dorf gemacht hatte, wurde viele Stunden von hungrigen Wölfen verfolgt. Die beiden Bedrohten feuerten zunächst mit ihren Gewehren auf die Wölfe; als ihre Munition erschöpft war, warfen sie den hungrigen Tieren ihre Pelze, Hüte und Handschuhe zu, die von diesen verzehrt wurden. Sie erreichten glücklich das Dorf, worauf die Bauern mit Flinten und Äxten gegen die Wölfe zu Felde zogen.

•

* **18 Millionen Männer zu wenig in Europa.** Der Frauenüberschuß Europas beträgt gegenwärtig 18 Millionen, darunter vier Millionen in Rußland, zweieinhalb in Deutschland, je zwei Millionen in England und Frankreich, eine in Italien, eine halbe Million in Österreich. Wenn nun eine jede Frau auf mindestens einen Mann Anspruch erhebt, so sind 18 Millionen Männer zu wenig, oder 18 Millionen Frauen zu viel in Europa.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.